

579

Paul Parin

## **Buchbesprechung: Bauriedl, Thea: Beziehungsanalyse: Das dialektisch-emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse und seine Konsequenzen für die Familientherapie.**

Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1980. 256 S., 34 DM.

Seit ich Mitte der sechziger Jahre das Buch von Th. Lidz gelesen hatte, und mehr noch, seit die Familientherapie mit H. Stierlin in Heidelberg und die Ehe-Therapie von J. Willi auch räumlich näher gerückt sind, hat sich bei mir ein höchst ambivalentes Verhältnis zur Familientherapie entwickelt. So wie mir mag es vielen Psychoanalytikern gegangen sein. Thea Bauriedls Buch verspricht, diese Ambivalenz zu überwinden. Im Hinblick auf das Unbehagen, das Freudsche Analytiker bei der Konfrontation mit der Familientherapie befällt, möchte ich dieses Buch besprechen.

Einerseits: Die durch Generationen fortgesetzten Verstrickungen, die das Leben so mancher Menschen allein schon durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie bestimmen und leider oft auch ruinieren, müssen, so denke ich, jedem Analytiker einleuchten. Bindung und Ausstoßung, Bündnis und Delegation, der Familienmythos und zahlreiche andere Begriffe, die von den Theoretikern und Praktikern der Familientherapie geprägt und mit Inhalt gefüllt wurden, kann ich in meiner täglichen Arbeit mit therapeutischen Analysen nicht mehr missen. Nicht bei allen Analysanden, aber gerade bei den schwierigsten, bei denen es so sehr darauf ankommt, den Deutungsprozeß ganz unmittelbar vom bewußtseinsfähigen (vorbewußten) Erleben und Erinnern abzuleiten, sind die Beziehungsformen, die in der Familie herrschen und herrschten, vorerst leichter verständlich und einsehbar zu machen als abgewehrte Triebwünsche. Und im Verstehen der untergründigen Gesetze, denen Familienbeziehungen unterliegen, haben die Familientherapeuten bereits Gültiges geleistet.

Andererseits: In dreierlei Hinsicht hat die Familientherapie für mich bisher unüberwindbar scheinende Probleme aufgeworfen. Es schien sehr umständlich und oft unmöglich, ihren theoretischen Ansatz mit dem der Psychoanalyse, mit der Metapsychologie in Einklang zu bringen. Zweitens werden Familien, von denen doch unbestritten ist, daß sie dem Kind und Heranwachsenden den größten Teil des sogenannten kulturellen Erbes und der Einflüsse der gesellschaftlichen Verhältnisse vermitteln, so behandelt, als ob sich ihr Leben außerhalb eines Gesellschaftsgefüges, gleichsam in einem sozial luftleeren Raum abspielte. Schließlich befiel

mich bei jeder therapeutischen Familiensitzung, der ich in Falldarstellungen, Videofilmen oder gar durch das Einwegfenster (one way screen) folgen durfte, das Gefühl, hier geschehe Manipulation, Zudecken statt Aufdecken und Durcharbeiten, kurz: das genaue Gegenteil dessen, worauf es

580

in der Psychoanalyse ankommt. Dies auch bei Therapeuten, die beanspruchen, psychoanalytisch vorzugehen. Als ein Meister des Fachs, Boszormenyi-Nagy, in Zürich eine wohlvorbereitete Familiensitzung demonstriert hatte, sagte ich in der Diskussion: »Ich glaube, Sie wollten der Familie eine Predigt halten« (to preach). Er widersprach: »Nein, ich wollte die Familie nur richtiges Verhalten lehren« (to teach)!

Die Autorin möchte keine neue Theorie entwickeln; sie betont, daß sie »keine therapeutische Methode vorgestellt habe, sondern einen Gesichtspunkt, der [ihr] für die Psychoanalyse und für die psychoanalytische Familientherapie sehr wesentlich zu sein scheint« (S. 247). Sie faßt also beide Verfahren zusammen. Ich gebe einige ihrer Grundgedanken wieder:

Vor allem wird die »Verhaltensebene« von der »Beziehungsebene« getrennt. Dies entspricht dem ursprünglichen Ansatz der Psychoanalyse, wonach psychogene Symptome nicht als solche, phänomenologisch, mit dem »gesunden Menschenverstand« zu verstehen sind, sondern daß sie auf unbewußte Triebkräfte zurückgeführt werden müssen, die nur aus ihrer Entstehung und Ausformung in der Vergangenheit erschlossen werden können. Das Verhalten einer Familie, einzelner oder aller Familienmitglieder gibt zu Klagen Anlaß. Es kann als pathologisch oder gesund und normgerecht beurteilt werden. Wie und warum sich dieses Verhalten zwischen und bei den Beteiligten einmal etabliert hat und warum es sich in einander gleichenden Qualspiralen reproduziert, ist nur einzusehen, wenn man aufdeckt, welcher Erstarrung und Einschränkung die betreffenden Beziehungen unterliegen. Die Autorin versucht, darauf einzugehen, sie versucht, theoretisch und therapeutisch das erstarrte Beziehungsgefüge in Bewegung zu bringen, das emanzipatorisch-dialektische Prinzip der Psychoanalyse, das jede Weiterentwicklung im einzelnen und zwischen den Beziehungspartnern bestimmen soll, wieder zur Geltung zu bringen. Dabei muß sie auf eine Fassung des Konfliktmodells zurückgreifen, das gleichermaßen für innerpsychische und interpersonelle Konflikte gilt. Sie geht von der Ambivalenz aus. Jede Triebregung ist ambivalent. Die Abwehr (z. B. Verdrängung) betrifft den einen, minus-ambivalenten Anteil, während der andere, der plus-ambivalente, bewußt bleibt. Ganz so herrschen in bezug auf den Beziehungspartner ambivalente Regungen. Vom Ausmaß der

Ambivalenzspannung hänge es ab, ob gegensätzliche Regungen zugelassen, ausgehalten werden können oder ob sich durch erhöhte Ambivalenzspannungen die bekannten, kaum lösbaren Verstrickungen zwischen den Partnern fixieren.

Sigmund Freud hat die Meinung ausgesprochen (*Totem und Tabu*, 1913), daß Angehörige »primitiver« Völkerschaften eine höhere Triebambivalenz aufweisen als Europäer. Dies schloß er daraus, daß bei ihnen oft Regungen von Liebe und Haß auf das gleiche Objekt gerichtet nebeneinander vorkommen und bewußt geäußert werden, während dies bei uns im Erwachsenenalter nicht möglich ist. Seither hat sich herausgestellt, daß diese Meinung auf einen Irrtum, auf eine Täuschung Freuds durch die Erscheinungsform zurückgeht. Bei den Dogon, die sicher dem entsprechen, was man 1913 mit »den Wilden« meinte, konnten wir zeigen, daß die Ambivalenzspannung in der Regel geringer ist als bei uns, wodurch lediglich der Anschein größerer Ambivalenz entsteht. Mit anderen Worten: Gegensätzliche Strebungen sind weniger unvereinbar; sie werden im Ich und im bewußten Verhalten zugelassen (bei der Autorin »aus-

581

gehalten«). Am Rande sei vermerkt, daß in der Dogon-Gesellschaft eine »Familienneurose« schlechtweg nicht auftreten könnte. Die Entstehung, die Auswirkungen und schließlich der Versuch einer Verringerung der Ambivalenzspannung – das ist der Ausgangspunkt und die theoretische Grundlage der vorliegenden »Beziehungsanalyse«.

Die Distanz zwischen Psychoanalyse und Beziehungsanalyse fällt bei konsequenter Anwendung dieser Grundanschauungen dahin (S. 46-51), ebenso das medizinische Krankheitsmodell und die Etikettierung, die sich ja schon in der klassischen Psychoanalyse als fragwürdig erwiesen haben (S. 43 und 79). Die Etablierung einer Pathologie der Abweichungen von irgendeinem Sollzustand (S. 97), die die meisten Familientherapeuten mit einem Panzer von Moralien und Kategorien versieht, fällt weg, und es ist leicht, die Störungen in einer Familie als Ausdruck einer »gesamtgesellschaftlichen Beziehungsstörung« (S. 96) zu erfassen.

Langsam und systematisch wird in diesem Buch zuerst die Psychoanalyse als Beziehungsanalyse definiert, nachdem verschiedene Beziehungstheorien wie die Transaktionsanalyse von Eric Berne (allerdings nicht die theoretisch fundierte von John Spiegel) und die Konzepte von J.

Boszormenyi-Nagy, H. Stierlin und J. Willi kritisch betrachtet worden sind. Im zweiten Teil der »beziehungsanalytischen Familientherapie« werden zuerst die »Beziehungsstörungen in Familien« dargestellt. Besonders wichtig scheint mir der Nachweis, daß jede »*absichtlich gezeigte* Haltung des Therapeuten grundsätzlich manipulativ ist« (S. 103). In der Diskussion von Theorie

und Praxis des »therapeutischen Prozesses« kann man genau verfolgen, wie es möglich ist, dem Abgleiten in ein manipulatorisches Verhalten des Therapeuten zu begegnen, das nach Auffassung der Autorin (und des Rezensenten) immer antiemanzipatorisch ist und im Widerspruch zur Absicht der Psychoanalyse steht. So sehr dem Therapeuten zugebilligt wird, daß seine Offenheit und sein Verzicht darauf, sich nicht auf Macht- und andere Spiele auf der Verhaltensebene einzulassen, schwer auszuhalten sind, wird er doch mit theoretischem Rüstzeug und zahlreichen Warnungen versehen, wie er zumindest versuchen kann, fixierte Beziehungsgefüge in Bewegung zu bringen.

Ein bequemes oder beruhigendes Buch ist das von Thea Bauriedl allerdings nicht. Der Stil ist klar und eindringlich, aber trocken. Wenn auch in lobenswerter Weise der ultrawissenschaftliche Jargon, der sich im Gefolge der »Frankfurter Schule« in den deutschen Sozialwissenschaften bemerkbar gemacht hat, fehlt, schreibt sie doch recht abstrakt. Der Leser muß sich ständig an konkretes Geschehen aus seinen eigenen Erfahrungen erinnern. Das mag pädagogisch richtig sein. Eine leichte Lektüre ergibt das nicht. Dazu wird man je länger man liest, desto deutlicher gewahr, daß die Autorin das, was sie theoretisch darstellt, fast ausschließlich kritisch, was sie praktisch schildert, mit einer Beschreibung von Fehlern und Irrtümern ausdrückt. Ähnlich wie die klassische Darstellung der psychoanalytischen Technik von Glover (1955), deren Lektüre bekanntlich bei praktizierenden Analytikern zu einer depressiven Verstimmung führt, weil der Autor über vierhundert Seiten durchweg von Fehlern ausgeht, die man zu begehen pflegt, löst Thea Bauriedls Buch beinahe unweigerlich berechtigte Selbstvorwürfe aus. Dennoch kann ich es Analytikern, Familientherapeuten und allen, die sich in Theorie oder Praxis

582

mit menschlichen Beziehungen beschäftigen, dringend empfehlen. Mir hat es geholfen, die Kluft zwischen der Metapsychologie und den Familientheorien zu überbrücken. Mit dieser Beziehungsanalyse wird es möglich, Familien in ihrem Eigenleben und ihren Verstrickungen als lebendigen Teil unserer Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Situation zu sehen. Es verspricht, daß der manipulatorische Geburtsschaden der bestehenden familientherapeutischen Verfahren zugunsten einer emanzipatorischen Praxis überwunden werden könnte.